

Definitionen und historische Einordnung

Autor(en): **Haas, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DEFINITIONEN UND HISTORISCHE EINORDNUNG

Walter Haas

Im Vorwort zum ersten Band des Deutschen Wörterbuchs (1852) schrieb Jacob Grimm: «[Die schweizerische Volkssprache] ist mehr als bloszer dialect, wie es schon aus der freiheit des volks sich begreifen lässt; noch nie hat sie sich des rechtes begeben selbständig aufzutreten und in die schriftsprache einzufliessen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr vordringt. von jeher sind aus der Schweiz wirksame bücher hervor gegangen, denen ein theil ihres reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere zuthat aus der heimischen sprache fehlte.»

Das für Schweizer erbauliche Zitat bietet einen schönen Einstieg in die definitorischen Probleme um *Dialekt* und *Standardsprache*. Vier einschlägige Bezeichnungen kommen darin vor: *volkssprache*, *dialect*, *schriftsprache*, *heimische sprache*; es fehlt *Mundart*, das wir heute als Synonym von *Dialekt* auffassen dürfen. *Volkssprache* und *heimische sprache* bezeichnen offensichtlich die gleichen Gegenstände. Damit kontrastieren zum einen *schriftsprache*, zum andern aber auch *dialect*, da ja die *schweizerische volkssprache* «mehr» als «bloszer dialect» sei. Aber was ist sie dann? Und wer ist das Volk der *volkssprache*? *populus* oder *vulgus in populo*?

Wörter im Sinnbezirk von Sprache und Dialekt scheinen weder scharf abgegrenzt zu sein, noch sehr klare Bedeutungen zu haben; dafür sind sie nicht selten emotional geladen, wie die *heimische sprache*. Im Alltag hat sich daran bis heute nicht viel verändert. So könnte ein und dieselbe Sprecherin sagen: Meine Sprache ist der Dialekt von Tifers / Der Dialekt von Tifers ist keine Sprache.

Nur ganz wenige Leute würden zurückfragen: «Ist der Dialekt von Tifers nun eine Sprache oder nicht?» Und noch weniger würden fragen: «Ist der Dialekt von Tifers ein *bloszer* Dialekt?» Wir wissen, dass *Sprache* in alltagssprachlichen Sätzen je nach Kontext disambiguiert werden muss, und dass *Dialekt* nicht so schrecklich strikt festgelegt ist.

Heute halten wir, anders als Grimm, ambige Termini in der wissenschaftlichen Diskussion für ungünstig. Gerade die unscharfe Abgrenzung von *Sprache* und *Dialekt* war der neueren Linguistik ein Dorn im Auge, da in der Alltags-

sprache mit den beiden Wörtern ungleiche Wertungen verbunden sind: *Sprache* wurde und wird als sozusagen «vollwertiges» Ausdrucksmittel, *Dialekt* als irgendwie minderwertiges aufgefasst – eine Wertung, die Grimm offenbar gerade auf das Schweizerdeutsche nicht angewandt wissen wollte. Linguistinnen und Linguisten haben diesen populären Stereotypen polemische «Definitionen» entgegengesetzt: «A language is a dialect with an army and a navy», oder: «Un dialecte est une langue qui n'a pas réussi.» Hinter diesen Pointen steht das strukturalistische Credo: Es gibt keinen wesenhaften Unterschied zwischen Sprachsystemen, die *Dialekt* oder aber *Sprache* genannt werden, die Differenz ist «nur» sozial, ja machtpolitisch bedingt. Aber gegen populäre Werturteile helfen geistreiche Richtigstellungen wenig – umso weniger, wenn sie selber etwas naiv sind: Gesellschaftliche Wertung trifft alles, was in gesellschaftlichem Brauch ist, und auch das ist eine Wirklichkeit.

Die Linguistik ist deshalb dazu übergegangen, *Sprache* und *Dialekt* kaum mehr als Termini einander gegenüber zu setzen – zu disparat sind die Bedeutungen dieser Wörter, zu eingewurzelt die damit verbundenen Wertungen und Konnotationen. *Sprache* dient uns noch erstens als allgemeiner Ausdruck für «das wichtigste und artspezifische Kommunikationsmittel der Menschen» und zweitens als spezieller Ausdruck für eine *Einzelssprache*, also für ein Sprachsystem mit einer (mentalen) Grammatik und einem (mentalen) Wörterbuch. Dann aber bleiben die Linguisten hart: Es gibt keinen wesenhaften Unterschied zwischen Sprachsystemen, ob man sie nun herkömmlicherweise *Sprache* oder *Dialekt* nennt: «Meine Sprache ist der Dialekt von Tavers» ist eine korrekte Ausdrucksweise; «Der Dialekt von Tavers ist keine Sprache» ist falsch. Um Konflikte mit den alltagssprachlichen Gewohnheiten zu vermeiden, zieht man neuerdings den neutralen Terminus *Varietät* vor, der ein Sprachsystem ohne funktionale oder soziale Charakterisierung bezeichnen will.

Wenn *Sprache* der Oberbegriff ist, fragt es sich, wie man die herkömmlicherweise als *Sprache* oder als *Dialekt* einander gegenübergestellten Systeme terminologisch unterscheiden kann. Das ist weiterhin notwendig, denn nur Erzstrukturalisten würden darauf beharren, dass zwischen dem Deutschen und dem Dialekt von Tavers *kein* wichtiger Unterschied bestehe – auch wenn er «bloss» soziolinguistisch und funktional zu begründen wäre.

Auch der Terminus *Dialekt* wird in unterschiedlicher Weise verstanden. Allen Verwendungsweisen ist gemein: 1. *Dialekte* sind «Sprachen», also Sprachsysteme; 2. *Dialekt* ist ein relationaler Begriff: Er *verweist* nicht nur auf ein Phänomen der Welt, sondern setzt es gleichzeitig zu andern in *Beziehung*.

Wenn wir ein Sprachsystem als *Dialekt* bezeichnen, dann sehen wir es nie isoliert, sondern immer im Kreise von andern Sprachsystemen oder im Gegensatz zu ihnen.

In unserm Erdteil versteht die Linguistik heute unter einem *Dialekt* ein Sprachsystem, das in primären Gruppen tradiert wird. Primäre Gruppen sind dadurch definiert, dass ihre Mitglieder in direktem *face-to-face*-Kontakt miteinander stehen; daraus ergibt sich die relative Einheitlichkeit ihres Dialekts «von selbst». Solche Kommunikation, und damit die Einheitlichkeit dialektaler Systeme, ist nur je in einem begrenzten Raum möglich. Die Bindung an primäre Gruppen und an den Raum macht aus den Dialekten Faktoren der Identifikation nach innen wie nach aussen – *heimische sprache* eben. Benachbarte Dialekte sind *ähnlich*, sie weisen also Übereinstimmungen und Abweichungen auf, und sie sind *systematisch* ähnlich, das heisst, die Abweichungen sind nicht zufällig, sondern wiederholen sich in gleicher Art: Berndeutsch *Raat* und Sanktgaller Deutsch *Ròòt* stimmen in den Konsonanten überein, und der Unterschied *aa* gegen *òò* kommt in sehr vielen weiteren Wörtern vor, wie *Naat/ Nòòt*, *Straass/Stròòss* usw.

Dialekte werden über den normalen Spracherwerbsprozess von Generation zu Generation weitergegeben, ohne institutionelle Vermittlung. Dialekte sind «natürliche» Sprachen *par excellence*, ihr genuines Medium ist das primäre Medium aller menschlichen Sprachen, die Mündlichkeit. Die dialektale Zersplitterung etwa der deutschen Schweiz führt drastisch vor Augen, dass die Dialekte in Kommunikationsnetzwerken leben, deren Grenzen weitgehend durch primäre Gruppen und ihre Integrations- und Abgrenzungsbedürfnisse bestimmt werden. Dass die schweizerdeutschen Dialekte über eine ununterbrochene Kontinuität auf die alemannischen Einwanderer des 5. und 6. Jahrhunderts zurückgehen, ist sicher; weniger sicher ist dagegen, ob jene Einwanderer eine einheitliche Sprache ins Land gebracht haben, auf welche die schweizerdeutschen Dialekte samt und sonders zurückgeführt werden könnten. Sicher ist wieder, dass die Dialekte unserer entfernten Vorfahren, falls sie bereits verschieden gewesen sein sollten, trotzdem untereinander ähnlicher waren als die heutigen Mundarten; sicher ist also, dass eine Auseinanderentwicklung stattgefunden hat; unsicher ist deren Verlauf. Einige Forscher glauben, dass etwa die lautliche Entwicklung unserer Dialekte schon im 12. Jh. einigermaßen den modernen Stand erreicht habe; diese Annahme ist insofern problematisch, als sie einen extrem raschen lautlichen Wandel in den ersten sechs Jahrhunderten der Sprachgeschichte des Landes und einen praktischen Stillstand in den zweiten

sechs Jahrhunderten voraussetzt. Wir wissen aber einfach noch zu wenig über diese Prozesse.

Und es ist fraglich, ob wir jemals Genaueres wissen können. Denn alte Sprache ist immer geschriebene Sprache, und geschriebene Sprache gehorcht andern Gesetzen als die gesprochene. Bis vor nicht allzu langer Zeit herrschte bei den Linguisten die Meinung vor, die Schriftsprache sei eine blosser Überführung gesprochener in geschriebene Symbole. Richtig ist, dass die Verschriftung einer Sprache immer von einer vorher nur gesprochenen Sprache ausgeht, auf der sie, wie man sagt, «fundiert» ist. Sobald aber einmal Texte da sind und die Tätigkeit des Schreibens von andern aufgenommen wird (und ohne das hätte sie wenig Zweck), bildet sich eine Tradition des «Abschreibens». Das fängt bei der Schrift selber an: Es ist eindrucklich zu verfolgen, wie sich die westlichen Buchstabenschriften sämtliche auf ein einziges semitisches System zurückführen lassen. Aber «Schreiben ist Abschreiben» gilt auch für die Sprachform selber; einmal gefundene Schriftlösungen werden rasch aufgegriffen und sie werden auch dann noch weitertradiert, wenn sie der eigenen gesprochenen Sprache nicht (mehr) entsprechen. So scheint sich die Art und Weise, wie man die deutschen Laute in Schriftzeichen überführt, in mittelhochdeutscher Zeit bei uns hier im Südwesten entwickelt zu haben, fundiert auf der hier gesprochenen Sprache, und sie hat sich im Prinzip bis heute gehalten, obwohl manche der geschriebenen Lautunterscheidungen von fast allen hochdeutschen Dialekten aufgegeben worden sind. Schriftsprache entfernt sich in kurzer Zeit von der gesprochenen Sprache und führt ein «pergamentenes» oder «papierenes» Eigenleben, und sie lässt die wirklich gesprochene Sprache kaum mehr zu Wort kommen. *Schriftsprache* meint eine Sprache, für die sich Verschriftlichungstraditionen entwickelt haben.

Daneben gibt es die oft synonym verwendeten Termini *Gemeinsprache*, *Hochsprache* und *Standardsprache*. *Gemeinsprache* betont nicht das Medium, sondern die kommunikative *Reichweite* der Varietät. Zwar ist Sprache als Gruppenphänomen immer mehreren Sprechern «gemeinsam», *Gemeinsprache* meint aber eine Varietät, die den Sprechern von mehreren kleinern Gruppensprachen «gemein» ist. Ein schönes Beispiel war die erstaunlich einheitliche Schriftsprache, welche die Eidgenossen im 16. Jahrhundert verwendet haben. Solche kleinräumige Schrift- oder *Landsprachen* gab es damals im deutschen Sprachgebiet in grosser Zahl. Obwohl sich eine Gemeinsprache auch auf mündlichem Wege herausbilden kann, führt der übliche Entwicklungsweg über die Schrift, die von Anfang an eine Emanzipation vom eng Lokalen erzwingt

und damit den Keim des Gemeinsamen schon in sich trägt. Die Termini *Schriftsprache* und *Gemeinsprache* werden deshalb nicht selten synonym verwendet, aber sie legen den Akzent auf unterschiedliche Dimensionen. Für das Deutsche gilt, dass sich die moderne Gemeinsprache als Schriftsprache entwickelt hat, indem sich die kleinräumigeren Schriftsprachen einander annäherten. In diesem komplizierten Prozess kam es zu einem gegenseitigen Geben und Nehmen, aber auch zum zeitweisen Vorrang verschiedener Landschaften. In den einzelnen Regionen stellt sich dieser Prozess als eine allmähliche Veränderung der geschriebenen Sprache dar, an dessen Ende überall die neuhochdeutsche Standardsprache steht – eine Standardsprache, die linguistisch natürlicherweise weiter von den gesprochenen Lokalsprachen entfernt ist, als es die kleinräumigeren Landsprachen waren. Es ist auch für die deutsche Schweiz faktisch wie ideologisch falsch, diesen Prozess als simple «Übernahme» einer «ausländischen» Sprachform darzustellen.

Hochsprache bezeichnet in der Regel ebenfalls eine gemeinsprachliche Varietät, die man sich nicht selten als «Dach» hoch über den Mundarten vorstellt. Ebenso häufig verbindet sich mit dem Terminus aber eine Wertung als «höhere» Sprache – höher weniger wegen des sozialen Stands ihrer Benutzer, sondern wegen der Funktionen und Textsorten, für welche sie verwendet wird: Nämlich für nicht-alltägliche, schriftliche, ausformulierte, auf Dauer bestimmte Texte, die der grösseren Mühewaltung wert sind. In diesem Sinne ist die deutsche Schriftsprache in der Schweiz in der Tat eher «Hochsprache». *Hochdeutsch* stand ursprünglich in Opposition zu *Niederdeutsch* und war somit sprachgeographisch motiviert. Da sich aber seit dem 16. Jahrhundert die niederdeutschen Schriftvarietäten an Schriftsprachen mit hochdeutscher Fundierung angleichen, wurde der Terminus – schon von Adelung «systematisch ambig» – sowohl sprachgeographisch wie stilistisch-funktional eingesetzt. Noch immer eignet er sich nicht schlecht als Name für die deutsche Standardsprache als im Wesentlichen hochdeutsch fundierte Varietät.

Der moderne Terminus *Standardsprache* legt den Nachdruck auf die Festlegung und Kodifizierung von Grammatik und Wortschatz. In Gemeinsprachen mit grossem Geltungsbereich ergibt sich eine vernünftige Einheitlichkeit nicht wie in Ortsmundarten «von selbst», sie kommen deshalb nicht ohne Standardisierung aus, wenn ihr Funktionieren als «gemeine» Sprache gesichert sein soll. Im Unterschied zu den andern Begriffen schliesst *Standardsprache* die Verwendbarkeit für *alle* Funktionen mit ein: In einer Standardsprache muss man beten, Mathematik betreiben, Romane schreiben, seinen Schatz bezaubern und seinen Gegner beleidigen können; so darf eine Standardsprache nie völlig

einheitlich sein, sie muss eine enorme stilistische Schichtung und Raum für regionale Differenzen bieten. Der Begriff kann deshalb kaum auf die Zeit vor 1900 angewandt werden: Damals gab es z.B. noch keine offizielle gesamtdeutsche Orthographie – hier war also die Standardisierung unvollkommen; und der Grossteil der Sprachgemeinschaft benutzte die Gemeinsprache nur für gewisse Funktionen – hier fehlte die Polyvalenz. Aus diesem Grunde ist es fraglich, ob das Hochdeutsche in der Schweiz als «Standardsprache» zu bezeichnen sei, da viele der sprachlichen Funktionen hier nicht von einem Register der Gemeinsprache, sondern von den Dialekten übernommen werden.

Zwischen den Dialekten eines Raums und seiner Standardsprache können unterschiedliche Arten der «Arbeitsteilung» bestehen. Die Varietäten können *sozial verteilt* sein, indem die Dialekte auf gewisse Gruppen beschränkt sind, während die übrigen Gruppen ein *Register* der Standardsprache sprechen, entstanden aus der Vermündlichung der ehemaligen Schriftsprache; die Dialekte werden dadurch zum sozialen Stigma des *vulgus* und zum *bloszen dialect*. In der deutschen Schweiz sind die Varietäten *funktional verteilt*: Dialekt und Standard bewältigen je unterschiedliche Situationen; ein derartiges situationales Arrangement nennt man *Diglossie*. In einer diglossischen Gesellschaft gehört dem Dialekt die Bewältigung des gesprochenen Alltags, niemand kann die Standardsprache (resp. ihr Alltagsregister), der nicht zuerst den Dialekt beherrscht. Das Schweizerdeutsche ist die Erstsprache aller, Sprache des *populus*, und das hebt es über den *bloszen dialect* hinaus. Historisch interessierte Soziolinguisten sehen in der Diglossie ein archaisches Varietäten-Arrangement, das zunächst durch eine Situation abgelöst wird, in der nur noch die Unterschichten den Dialekt beherrschen, um dann in die «Einsprachigkeit» zu münden (eine paradiesische Utopie wie die klassenlose Gesellschaft).

Auch in der Deutschschweiz hat sich die Diglossie modernisiert, aber nicht durch die Verdrängung der Dialekte, sondern durch die Verallgemeinerung der Standardsprachebeherrschung auf alle Mitglieder der Gemeinschaft (so weit sie für ihre Bedürfnisse nötig ist). Man kann hier von *ausgebauter Diglossie* sprechen. Ein seltsamer Germanozentrismus ist es, den allgemeinen Dialektgebrauch als Abwehr gegen Deutschland zu interpretieren: Die Deutschschweizer wollen nicht anders sprechen als die Deutschen, sondern gleich wie die andern Schweizer. Dennoch reflektieren sich die sozialen Unterschiede auch bei uns in der Sprache, und zwar sowohl im Dialekt wie in der Standardsprache, nur dass sich in der gesprochenen Sprache aufgrund der Dialektvielfalt die sozialen Differenzen weniger ohrenfällig fassen lassen. In diesem Sinne ist die Deutschschweizer Sprachsituation «egalitärer» als dieje-

nige der «einsprachigen» Romandie, wo geringste Akzent-Unterschiede genügen, um Sprecher sozial einzuordnen.

Diglossie wird sinnvollerweise für Situationen reserviert, in denen nicht nur die beteiligten Dialekte, sondern auch die dazugehörige Standardsprache systematisch ähnlich, «verwandt» sind. Dieses Verhältnis erleichtert den Erwerb der Standardsprache vom Dialekt aus, und es ermöglicht die fast beliebige «Einfuhr» standardsprachlicher Wörter in die Dialekte. Dies macht sie «fit» zur Bewältigung der enormen Ausdrucksaufgaben, die ihnen in der ausgebauten Diglossie überbunden werden; solche funktional potente Dialekte werden auch *Ausbaudialekte* genannt, und sie zeigen natürlich, dass zwischen dem *Gebrauch* einer Varietät und ihren *Mitteln* eben doch ein Zusammenhang besteht. Über das ganze Sprachgebiet gesehen sorgt die Verwandtschaft der Dialekte mit der Standardsprache ferner dafür, dass sich die Varietäten nicht beliebig weit auseinander entwickeln – darauf hat ebenfalls schon Jacob Grimm hingewiesen.

Die Funktionen der Dialekte entsprechen ihrer Gruppen- und Raumbindung: Sie sind Nähe-Sprachen, sie bewältigen alle Situationen der räumlichen, zeitlichen, emotionalen, sozialen... Nähe. Wahrscheinlich ist es ein menschliches Grundbedürfnis, das Nähe-Distanz-Verhältnis sprachlich-stilistisch auszudrücken. Innerhalb einer jeden Gruppensprache muss es deshalb Möglichkeiten geben, sowohl Nähe wie Distanz durch die Wahl der Sprachmittel zu symbolisieren. In der Tat sind wir dazu durchaus auch im Dialekt in der Lage; in der gesprochenen Standardsprache dagegen fehlen uns manchmal die Nähe-Register, während wir in Liebesbriefen auch hier erstaunlich weit kommen können. Es wäre deshalb sehr vergrößert, wenn man behaupten wollte, in der diglossischen Situation übernehme der Dialekt alle Nähefunktionen, die Standardsprache aber alle Distanzfunktionen. Freilich aber modelliert die Diglossie die Verteilung ihrer Varietäten nach dem Vorbild der universellen Nähe-Distanz-Opposition, indem sie das eine System typischerweise die Nähe, das andere die Distanz bewältigen lässt. Daraus wachsen den beiden polarisiert gesehenen Varietäten je ganz unterschiedliche stereotype Wertungen zu, die sich auch symbolisch ausnützen lassen – etwa durch die Wahl des Dialekts als Schriftsprache zum Ausdruck von so unterschiedlichen Nähe-Kategorien wie *coolness* oder Patriotismus.

Die historisch gewachsene Sprachsituation der deutschen Schweiz gehört zum Interessantesten und Anregendsten, was dieser alte Kontinent soziolinguistisch zu bieten hat. Es wissen es nur noch nicht alle.